



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

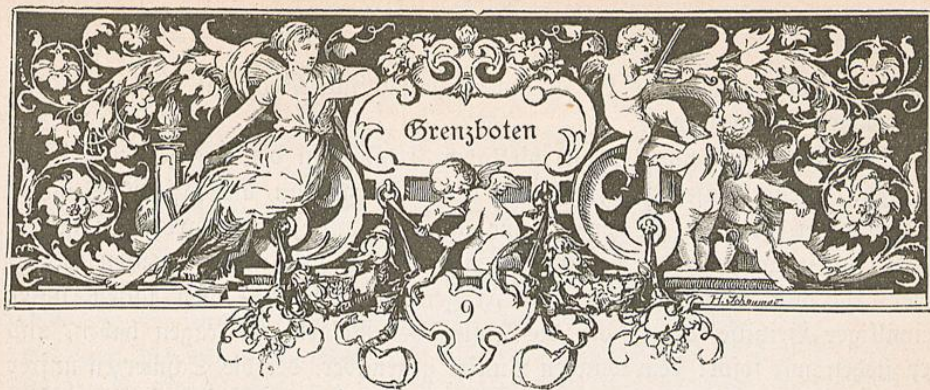
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sorgen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sorgen



er in den ersten Wochen nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck auf die Stimmung lauschte, die in den Kreisen herrschte, welche am meisten unter seinem Einfluß und in Abhängigkeit von ihm gestanden hatten, konnte rechts und links die bekannte Anekdote erzählen hören, daß der erste Napoleon einmal gesagt habe, wenn er scheide, werde man nicht trauern: on dira: Ouff! Dieses Gefühl, eines schweren Druckes enthoben zu sein, hat ohne Zweifel in weiten Kreisen bestanden. Wer die Menschen kennt, wird sich darüber nicht wundern, und es wäre politische Heuchelei, die Thatsache wegzuwischen zu wollen. Eine gleiche Heuchelei aber wäre es, zu behaupten, daß dieses Gefühl angehalten habe, und daß nunmehr die Seelen und die Geister frei und zufrieden seien. So sicher das Bestreben unsrer heutigen Regierung dahin geht, es allen Teilen recht zu machen, so wenig ist ihr das gelungen. Auch heute giebt es Unzufriedene, wie in den Tagen, wo Fürst Bismarck das Staatsruder führte, nur mit dem Unterschiede, daß die Rollen vertauscht sind und die frühere Opposition sich nunmehr geberdet, als gehöre ihr die Zukunft. Wer die Abstimmungen im Reichstage und im Landtage verfolgt hat, wird wissen, daß heute die alten Gegner des Fürsten, Polen, Dänen, Welfen, Freisinnige und in gewissen Angelegenheiten das Zentrum, die Stütze der Regierung bilden, während die früher als staatserhaltende Gruppe zusammengefaßten Kartellparteien in der Opposition stehen.

Die Erklärung dafür zu finden, ist nicht schwer, es ist aber schwer, sie in Worte zu fassen. Denn *littera scripta manet*, und bei der durch die herrschende Unzufriedenheit hervorgerufenen Empfindlichkeit liegt die Gefahr nahe, mißverstanden zu werden. Wenn wir es versuchen, rechnen wir dabei auf besonnen

abwägende Leser, die sine ira et studio patriotische Bedenken anzuhören und zu erwägen willig sind.

Gewiß ist es ein Zeichen wirklicher Einsicht in die drängenden Fragen der Zeit, wenn Kaiser Wilhelm mit aller Energie an die sozialen Schäden hinangetreten ist, um sie durch eine groß geplante Reformarbeit zu heilen. Wohl in Zusammenhang damit ist auch die Reform unsers ganzen Schulwesens gedacht. Beides sind aber Fragen, die sich nur lösen lassen unter freiwilliger Beihilfe derer, die die Kosten der Reform zu tragen haben, und hier stehen wir sofort dem wunden Punkte gegenüber, der die Schmerzen unsrer Großindustrie, unsers Großgrundbesitzes und eines sehr namhaften Teiles unsrer Intelligenz gerade in ihren besten Vertretern hervorgerufen hat. Die ins Auge gefaßten Ziele, Herstellung des sozialen Friedens, Besserung der Arbeiterverhältnisse, Vertiefung und Vereinfachung unsrer Schulbildung, werden wohl von jedermann ohne Ausnahme gebilligt, und man ist dem Kaiser dankbar für den Anstoß, den er gegeben und für die Bewegung, die er in Fluß gebracht hat. Die Bedenken richten sich gegen das Tempo und gegen einen nicht wegzuleugnenden Radikalismus, der die Hindernisse nehmen will, wie ein kühner Reiter den Graben auf der Fuchsjagd. Der alte Spruch *Bis dat qui cito dat* darf nur sehr ausnahmsweise in Fragen des staatlichen Lebens Anwendung finden, und wenn wir auch weit entfernt sind, für Gesetzesvorlagen das Horazische *nonum prematur in annum* in Anspruch zu nehmen, so meinen wir doch, daß weder die Sozialreform noch die Schulreform bereits spruchreif seien. Die Arbeiterschuttkonferenz und die Schulreformkonferenz sind beide gleich wenig populär geworden, gerade in den am meisten in Mitleidenschaft gezogenen Kreisen steht man ihnen mißtrauisch gegenüber.

Das ist der eine Grund der Unzufriedenheit: der Sprung ins Unbekannte wird nach der Meinung jener Kreise gethan ohne ausreichende Prüfung der Vorbedingungen seines Gelingens, aber mit der Gewißheit, daß er sich nicht mehr wird zurückthun lassen.

Ein zweiter Grund der Unzufriedenheit liegt in der Unruhe, die durch eine Reihe von Personalveränderungen in der Verwaltung, der Armee und der politischen Leitung des Reiches stattgefunden hat. Wir sind in dieser Beziehung anspruchsvoller geworden als vielleicht irgend eine andre Nation der Welt. Eine markige und geniale Gestalt wie die des Fürsten Bismarck vermag sich nicht; das Bewußtsein der Sicherheit, das der Name Moltke der gesamten Nation gab, und das mit allem Vertrauen auf seinen Nachfolger übertragen wurde, kann gleichfalls nicht ersetzt werden. Die Verfassung des Reiches und die Organisation der Armee schien auf den Körper dieser geistigen Riesen zugeschnitten zu sein. Heute, wo wir ihre feste Hand am Ruder und am Steuer des Staates nicht mehr sehen, regt sich der Zweifel, ob die Kraft der Ersatzmänner ausreichen werde, das Schiff durch Wind und Wellen zu leiten.

Freilich, um bei dem Bilbe zu bleiben, ein willenskräftiger und entschlossener Kapitän bestimmt den Gang des Fahrzeuges, und es wäre Frevel, daran zu zweifeln, daß er es dem sichern Hafen zuführen will.

Kaiser Wilhelm setzt in seinem Regiment so viel eigne Persönlichkeit ein, daß er das Bedürfnis nach ausgesprochenen Charakteren an seiner Seite in zweiter oder dritter Stelle nicht empfinden mag. Man hört die Klage, daß abgesehen von einigen wenigen, wirklich hervorragenden Männern Mittelmäßigkeiten in Stellungen gelangen, denen sie nicht gewachsen seien. Die neuen Männer, die auftreten, haben sich allgemeines Vertrauen noch nicht erworben, die als die Überbleibsel des ancien régime Amt und Stellung behauptet haben, an Ansehen entschieden verloren. Da kann es kaum Wunder nehmen, daß, was an scheinbaren oder wirklichen Einbußen an Ansehen von uns verzeichnet werden muß, ihnen schuldgegeben wird. Am schwersten wird dabei die Leitung unsrer auswärtigen Politik betroffen. Uns liegt in Nummer 7 des „Export,“ des Organes des Zentralvereins für Handelsgeographie, ein Artikel „Die Franzosen in Tripolis“ vor, der dieser pessimistischen Beurteilung unsrer auswärtigen Politik einen so drastischen Ausdruck giebt, daß wir es für ein Unglück halten würden, wenn jene Stimmung weiter um sich griffe. Der Verfasser sagt geradezu, daß Deutschland im Auslande längst nur noch als der Esel in der Löwenhaut gewürdigt werde. „Einst, als wir allein standen und wußten, was wir wollten, waren wir stark, und unsre Freundschaft wurde gesucht; jetzt wollen wir noch länger auf den bereits erkalteten Lorbeern träge ruhn und genießen, fort und fort genießen, nur genießen, was eine andre Generation geschaffen hat.“ Der Verfasser stellt uns Frankreich als Muster entgegen und schließt gar, indem er die äußere und innere Entwicklung Frankreichs anerkennt, mit den Worten: „Es wäre eine Lust, Franzose zu sein, an dem unvergänglichen Ruhme dieses Volkes, an seinem nimmer rastenden Geistes- und Kulturleben teilzunehmen — vive la France!“

Wir billigen diese Ausführungen keineswegs, haben auch gegen den sachlichen Teil der Klagen des Verfassers, die namentlich unsre Kolonialpolitik betreffen, sehr entschiedne Einwendungen zu machen. Die jüngste Rede des Reichskanzlers hat den Zusammenhang zwischen dem Einst und dem Jetzt so unwiderleglich erwiesen, daß wir es für ungerecht halten würden, das englische Abkommen und Witu ihm allein zum Vorwurf zu machen. Die Einigung in der Brüsseler Konferenz ist unsrer Meinung nach ein Verdienst der heutigen Leitung und bedeutet keineswegs eine Benachteiligung des deutschen Handels. Was wir mißbilligen, ist die rücksichtslose Preisgebung der vertraulichen Randbemerkungen des Fürsten, die wir unter allen Umständen für unentschuldigbar halten, die auch insofern sich sofort als ein politischer Mißgriff erwies, als der Wiederhall in England einen Angriff auf das Ministerium Salisbury ergab, dessen Bestand und Dauer uns die einzige Sicherheit für

das Festhalten der Engländer an jenem vielberufenen Abkommen bietet. Abgesehen aber hiervon meinen wir, daß aller Grund vorliegt, mit unsrer Kolonialpolitik zufrieden zu sein. Die Kritik, die sich anfänglich meist gegen sie richtete, hat sich beruhigt, ja es beginnt jetzt sogar ein gewisser Optimismus bemerkbar zu werden. Wenn auch nicht auf Erweiterung des deutschen Machtgebietes, auf Behauptung desselben rechnet man mit Bestimmtheit, und die Zuversicht, mit der sich das deutsche Kapital den afrikanischen Kolonien zuzuwenden beginnt, weist darauf hin, daß eine geschickte und glückliche Hand an der Ausnutzung der gebotenen Verhältnisse thätig ist. Was noch beunruhigt, sind auch hier Personenfragen. Die öffentliche Meinung Deutschlands mag die Namen nicht missen, die auf jenem Boden groß geworden sind, und die für alle Zeiten mit der Geschichte unsrer Kolonialgründungen verbunden bleiben werden. Die Wislmann, Peters, Emin sind nicht zu entbehren, wenn diese Seite unsrer Politik sich auch ferner vom Zutrauen der Nation getragen wissen will.

Die weiteren Einwände, die gegen unsre auswärtige Politik erhoben werden, lassen sich in die Schlagworte zusammenfassen: Zu großes Entgegenkommen gegen England, zu geringe Geschlossenheit in unsern Beziehungen zu Italien und Oesterreich. Crispis Sturz und der augenscheinliche Versuch Italiens, eine Verständigung mit Frankreich zu finden, deren Verwirklichung einer politischen Abdankung gleich käme; die um sich greifende Vorstellung, daß unsre Verbindung mit Oesterreich im Grunde doch nur auf zwei Augen ruhe, der steigende Hochmut Rußlands und das unleugbar steigende Ansehen Frankreichs — das alles sind Dinge, für die die Verantwortung unserm Staatssekretär des Auswärtigen vielleicht mit Unrecht zugeschrieben wird, die aber in ihrer Summe zu dem Schluß drängen, daß Deutschland heute nicht mehr die Stellung in Europa einnimmt, die es vor Jahresfrist noch inne hatte.

Wonach man sich sehnt, ist eine That, an der sich das politische Ehrgefühl der Nation wieder aufzurichten und zu erfrischen vermöge, damit man den Glauben gewinne, daß die Männer, die der Kaiser zu so hoch verantwortlicher Stellung berufen hat, ihrer Aufgabe auch gewachsen seien. Wir möchten nicht ungeduldig sein: politische Erfolge wachsen nicht wie Pilze in einer Nacht auf — sie wollen klug angelegt, mit Zähigkeit durchgeführt und mit Tapferkeit verteidigt sein. Tritt uns ein derartiger Erfolg entgegen, so wollen wir die Ersten sein, ihn zu rühmen. Heute stehen wir noch abwartend und — wir können es nicht leugnen — zweifelnd da.

